

Jan-Dirk Müller,  
Horst Wenzel (Hrsg.)

# MITTELALTER

Neue Wege  
durch einen alten Kontinent



S. Hirzel Verlag · Stuttgart/Leipzig 1999

# **Textualität der mittelalterlichen Literatur**

## **Eine Problemskizze am Beispiel des »Wartburgkrieges«**

**von Peter Strohschneider (Dresden)**

1.

Im Kreis der Mittelalterwissenschaften stellt sich die germanistische Mediävistik speziell die Aufgabe der Erforschung der deutschsprachigen mittelalterlichen Literatur. Dieser Objektbereich ist freilich keineswegs selbstverständlich bestimmt, wie schon die Frage nach der Relation von ›Literatur‹- und ›Text‹-Begriff zeigt. Wollte man nämlich beide Ausdrücke nicht einfach als Synonyme definieren, dann müßte man Regeln angeben, nach denen aus dem Gesamt der Texte ein ›Kanon‹ literarischer ›Werke‹ herauszuheben wäre. Dies setzte Antworten auf die außerordentlich schwierige Frage nach Kriterien für ›Literarizität‹, nach der ästhetischen Differenz solcher ›Werke‹ voraus. Allerdings sind entsprechende Antworten selbstverständlich allein als Ergebnisse, nicht jedoch als Voraussetzungen literaturwissenschaftlicher Forschungsprozesse denkbar. Und diese zeigen zunächst, daß ›Literatur‹ des Mittelalters auf fremd gewordene Weise in uneinholbar entschwundene kulturelle Praxen etwa der religiösen Heilsicherung, der Herrschaftsrepräsentation, der gesellschaftlichen Wissensreproduktion eingebunden ist.<sup>1</sup> Aus den Theoriebeständen neuzeitlicher ästhetischer Reflexion stammende Literarizitätskriterien wie Fiktionalität, Autonomie oder Polysemie müssen daher historisiert werden, wenn ihr mediävistischer Gebrauch nicht zu anachronistischen Verkürzungen führen soll.

Die altgermanistische Literaturwissenschaft hat derartige Schwierigkeiten der Unterscheidung von ›Text‹ und ›Literatur‹ in den letzten Jahrzehnten weniger bearbeitet als unterlaufen, indem sie ihr Erkenntnisinteresse auch für das Hoch- und Spätmittelalter von der ›Literatur‹ (›Dichtung‹) auf die Gesamtheit deutsch-

<sup>1</sup> Zum Konzept einer methodisch auf ›Alterität‹ setzenden Mediävistik vgl. Hans Robert Jauf: Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. Gesammelte Aufsätze 1956–1976, München 1977; Rainer Warning: Hermeneutische Fallen beim Umgang mit dem geistlichen Spiel, in: Mediävistische Komparatistik. Festschrift für Franz Josef Worstbrock zum 60. Geburtstag, hg. von Wolfgang Harms/Jan-Dirk Müller, Stuttgart/Leipzig 1997, S. 29–42; knapp zusammenfassend Peter Strohschneider: [Art.] Alterität, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Berlin/New York, Bd. 1, S. 58f.; kritisch zum Konzept etwa: Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche, hg. von Joachim Heinzle, Frankfurt a. M./Leipzig 1994, darin zum im folgenden zu verhandelnden Problem Karl Stackmann: Neue Philologie?, S. 398–427. – Hier und im weiteren sind die Fußnoten möglichst bündig gehalten, die angegebenen Beiträge werden aber Wege in die zum Teil komplexen Forschungssituationen weisen können. Dankbar erinnere ich mich der Diskussionen während des Düsseldorfer Colloquiums und vieler Gespräche mit Beate Kellner, die dieser Problemskizze zugute gekommen sind.

sprachiger Texte ausdehnte. Bei dieser Erweiterung des Literaturbegriffs<sup>2</sup> sind die Ausdrücke ›Literatur‹ und ›Text‹ zunehmend indistinkt geworden, man hat die eingangs angedeutete Problemstruktur zwar tiefer gelegt, doch keineswegs aufgelöst.<sup>3</sup> Text, das heißt konkret: Schrift-Text, ist jetzt prinzipiell alles, was (volkssprachlich) überliefert ist. Doch ist umgekehrt nicht jeder mittelalterliche Text auch überliefert: Es gibt den Verlust schriftlicher Überlieferung, und es gab Texte, auch solche von großer Bedeutung für Schrifttraditionen, die, nie verschriftlicht, allein mündlich im kulturellen Gedächtnis tradiert wurden und dem Vergessen anheimfielen. Die mediävistische Literaturwissenschaft kann daher ihre objektdefinierende Leitkategorie nicht an den Begriff der Schrift binden, und so möchte es naheliegen, den Begriff des Textes auf jede Form sprachlichen Handelns auszudehnen. Dabei indes kehrte das eingangs beobachtete Problem nun im Verhältnis von ›Text‹ und Sprachverwendung wieder: Der Begriff des Textes würde seine Distinktionsleistung einbüßen und von dem der Sprechhandlung ununterscheidbar.<sup>4</sup>

Demgegenüber gehe ich im folgenden von diesen beiden Sätzen aus: 1. Jeder Text ist eine sprachlich verfaßte kommunikative Handlung.<sup>5</sup> Doch soll der Textbegriff so gewählt werden, daß der Umkehrschluß nicht gilt. Die Relation der

<sup>2</sup> Methodisch und sachlich wegweisend hierfür waren vor allem die Arbeiten von Hugo Kuhn, besonders: Entwürfe zu einer Literatursystematik des Spätmittelalters, Tübingen 1980.

<sup>3</sup> Ganz abgesehen davon, daß sich Literaturwissenschaft von Grundfragen historischer Literarästhetik nur um den Preis ihrer Selbstaufhebung würde dispensieren können.

<sup>4</sup> Vgl. Konrad Ehlich: Text und sprachliches Handeln. Die Entstehung von Texten aus dem Bedürfnis nach Überlieferung, in: Schrift und Gedächtnis. Archäologie der literarischen Kommunikation, hg. von Aleida Assmann/Jan Assmann/Christoph Hardmeier, München 1983 (21993), S. 24–43, hier S. 25f.

<sup>5</sup> Vgl. etwa Karlheinz Stierle: Text als Handlung. Perspektiven einer systematischen Literaturwissenschaft, München 1975; Alexander Schwarz: Text als Handlung, in: ders./Angelika Linke/Paul Michel/Gerhild Scholz Williams: Alte Texte lesen. Textlinguistische Zugänge zur älteren deutschen Literatur, Bern/Stuttgart 1988, S. 125–166; Jürgen E. Müller: Literaturwissenschaftliche Rezeptions- und Handlungstheorien, in: Neue Literaturtheorien. Eine Einführung, hg. von Klaus-Michael Bogdal, Opladen 1990, S. 176–200. Mit der genannten Bestimmung grenze ich mich zugleich ab gegenüber einer (metaphorischen) Ausweitung des Textbegriffs auf alle Zeichensysteme und jedwede kulturelle Praxis, wie sie gegenwärtig etwa unter den Stichworten ›writing culture‹, ›cultural studies‹, ›cultural poetics‹, ›New Historicism‹ und ›Interpretative Kulturanthropologie‹ diskutiert wird; vgl. Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt a. M. 1987; Stephen Greenblatt: Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance, Berlin 1990; ders.: Grundzüge einer Poetik der Kultur, in: ders.: Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen Weltbildern, Berlin 1991, S. 107–122; Gabrielle M. Spiegel: Geschichte, Historizität und die soziale Logik von mittelalterlichen Texten, in: Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion, hg. von Christoph Conrad/Martina Kessel, Stuttgart 1994, S. 161–202; New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur, hg. von Moritz Baßler, Frankfurt a. M. 1995; Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft, hg. von Doris Bachmann-Medick, Frankfurt a. M. 1996; Christian Kiening: Anthropologische Zugänge zur mittelalterlichen Literatur. Konzepte, Ansätze, Perspektiven, in: Forschungsberichte zur Germanistischen Mediävistik, hg. von Hans-Jochen Schiewer, Bern et al. 1996 (Jahrbuch für Internationale Germanistik C 5.1), S. 11–129.

Termini ›Kommunikationshandlung‹, ›Sprache‹ und ›Text‹ wäre also über eine Hierarchie von Ein- und Ausschlußverhältnissen zu bestimmen: 2. Nicht jede kommunikative Handlung ist sprachlich verfaßt, und nicht alle sprachlichen Kommunikationshandlungen vollziehen sich in Form von Texten. Die zweite der Bestimmungen dieses Satzes<sup>6</sup> ist in literaturwissenschaftlicher Perspektive zunächst die wichtigere. Zu ihrer Begründung kann etwa der von Konrad Ehlich vorgeschlagene Textbegriff<sup>7</sup> herangezogen werden. Er geht von einem vergleichsweise einfachen und abstrakten Schema elementarer Sprechsituationen aus, die bestimmt werden durch die gleichzeitige körperliche Gegenwart eines Sprechers und eines Hörers in einem Raum, den sie zugleich als einen (im wesentlichen) gemeinsamen Wahrnehmungsraum miteinander teilen. Sprachliche Handlungen sind unter diesen Bedingungen primär mündlich und daher flüchtig. Sodann fragt Ehlich, vermittels welcher Kulturtechniken sprachliches Handeln aus dieser unmittelbaren Sprechsituation sich lösen kann: Damit es zur diatopischen und diachronischen Ausdehnung der Rede über die gegebene Sprechsituation hinaus kommen kann, muß sie für eine andere oder spätere gespeichert werden. Speicherung in diesem Sinne heißt also »sprechhandlungsaufbewahrende[] Überbrückung zwischen zwei nichtidentischen unmittelbaren Sprechsituationen« (S. 32). Dies wäre zugleich ein Modell für das, was man auch als ›Überlieferung‹ bezeichnet, und es gibt dafür einerseits elementare Lösungen, insbesondere das individuelle Gedächtnis des Sprechers oder – in der Institution des Boten<sup>8</sup> sich verfestigend – das des Hörers. Es gibt andererseits hochentwickelte, komplexe Lösungen mit kulturell weitreichendsten Leistungen und Folgen, vor allem die Schrift.

Ehlichs Definitionsvorschlag geht nun dahin, »für eine solche, aus ihrer primären unmittelbaren Sprechsituation herausgelöste Sprechhandlung, die für eine zweite Sprechsituation gespeichert wird, den Ausdruck ›Text‹ zu verwenden«. Texte sind demnach durch ihre »›sprechsituationsüberdauernde Stabilität‹ gekennzeichnet«, »die ›Überlieferungsqualität‹ einer sprachlichen Handlung« ist das »Kriterium für die Kategorie ›Text‹«. <sup>9</sup> Der Begriff des Textes ist damit von

<sup>6</sup> Die Unterscheidung von Kommunikationshandlungen überhaupt und Sprachhandlungen entspricht, man denke nur an Gestik und Mimik, dem allgemeinen Gebrauch.

<sup>7</sup> Ehlich (Anm. 4); hiernach die folgenden Zitate im Text; vgl. auch ders.: Funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse. Ziele und Verfahren, in: Verbale Interaktion. Studien zur Empirie und Methodologie der Pragmatik, hg. von Dieter Flader, Stuttgart 1991, S. 127–143; ders.: Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation, in: Schrift und Schriftlichkeit. Writing and Its Use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung, hg. von Hartmut Günther/Otto Ludwig, 1. Halbbd., Berlin/New York 1994 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.1), S. 18–41.

<sup>8</sup> Vgl. Ehlich (Anm. 4), S. 30; Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992, S. 22, hat im Anschluß daran vom »Boteninstitut« als der »Urszene des Textes« gesprochen. Zur mediävistischen Diskussion vgl. zuletzt: Gespräche – Boten – Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter, hg. von Horst Wenzel, Berlin 1997 (Philologische Studien und Quellen 143).

<sup>9</sup> Ehlich (Anm. 4), S. 32. – Überlieferungsqualität ist bei einem schriftlich oder schriftgestützt kommunizierten Text medial immer schon gegeben. Auch bei nicht schriftgestützter Rede

demjenigen der Schrift abgelöst<sup>10</sup>, denn vor – und neben – den skripturalen gibt es mündliche Überlieferungsformen.<sup>11</sup> Auf der Gegenseite entgeht dieses Konzept zugleich der Gefahr, den Begriff auf alle sprachlichen Handlungen auszuweiten: Von jederart sprachlich verfaßter und stets situationaler kommunikativer Handlung unterscheidet sich der Text dadurch, daß er eine relativ situationsabstrakte, freilich stets allein wieder situational aktualisierbare Form der Rede ist. Mit dieser Bindung des Begriffs des Textes an Überlieferungsqualität sind für ihn also die Kategorien des Gebrauchs der Rede (Sprachverwendung, Sprechhandlung, Pragmatik: Situationalität) und ihrer Wiederholung (Wiedergebrauch: relative Situationsabstraktheit) bestimmend. Man kann Ehlichs Klärungsvorschlag daher auch in die Formel fassen, daß Text eine Wiedergebrauchsrede ist.<sup>12</sup>

Damit ist zugleich impliziert, daß die theoretische Frage nach dem Text stets auch eine historische ist. Status und Geltung von Texten, ihre Textualität also ist prinzipiell abhängig von den kulturellen Bedingungen jenes Sprachhandelns und seinen epistemischen Voraussetzungen. Sie unterliegen historischem Wandel, und dieser ist im Forschungsfeld der germanistischen Mediävistik gegenwärtig besonders an den fremden medienanthropologischen und medientechnischen Gegebenheiten des Mittelalters beobachtbar, welche für seine Literatur, deren Textualität, deren kommunikatives Funktionieren, deren Formen der Welt- und Selbstausslegung bestimmend sind.

## 2.

Diese Gegebenheiten sind freilich in diachroner wie synchroner Perspektive auch im Mittelalter bei weitem zu differenziert, als daß sich hier anderes denn vielfach unzulässig vereinfachende Stichworte geben ließe. Diese beschränken sich zudem auf die volkssprachige laikale Adelskultur etwa des 12. bis 14. Jahrhunderts

kann sie linguistisch angezeigt sein (Metrum, Reim, Formeln und viele andere Weisen der Markierung), sie muß es nicht: Dann manifestiert sie sich in quasi kontraktuellen, gemeinsamen Situationsdefinitionen der Kommunikationsteilnehmer, in den nichtsprachlichen ›framings‹ (E. Goffman) der Sprechhandlung, darin nämlich, daß die Rede als Text gebraucht wird.

<sup>10</sup>Wenn auch »mit der Erfindung der Schrift die Spezifik des Texts« – seine Überlieferungsqualität – »materialisiert wird«, denn mit ihr »verselbständigt sich [die Tradierung des Texts] gegenüber den Tradenten« (Ehlich [Anm. 4], S. 39). Vgl. auch Haiko Wandhoff: Auf dem Weg zu einer Universalgeschichte des Textes: Die »Archäologie der literarischen Kommunikation« und das »kulturelle Gedächtnis«, in: ZfG N.F. 3, 1997, S. 599–606, hier S. 601.

<sup>11</sup>Vgl. hierzu insbesondere Assmanns (Anm. 8) Konzept des kulturellen Gedächtnisses.

<sup>12</sup>Vgl. auch Peter Strohschneider: Situationen des Textes. Okkasionelle Bemerkungen zur ›New Philology‹, in: ZfdPh 116, 1997, Sonderheft: Philologie als Textwissenschaft. Alte und neue Horizonte, hg. von Helmut Tervooren/Horst Wenzel, S. 62–86, hier S. 80ff. – Heinrich Lausberg: Elemente der literarischen Rhetorik. Eine Einführung für Studierende der klassischen, romanischen, englischen und deutschen Philologie. München <sup>2</sup>1963, §§ 14ff., hat ›Wiedergebrauchsrede‹ von ›Verbrauchsrede‹ unterschieden, damit aber das Moment der Wiederholbarkeit und insofern relativen Situationsabstraktheit der stets situativen Sprechhandlung an eine Opposition von ›gebrauchen‹ und ›verbrauchen‹ sowie an eine Klassifikation von Situationstypen gebunden, die beide theoretisch schwer auszuarbeiten wären.

und versuchen die Prinzipien ihrer Kommunikationsverhältnisse auf den Begriff einer Kultur der Semi-Oralität<sup>13</sup> zu bringen. Das heißt etwa: Volkssprachliche Wiedergebrauchsreden, auch sogenannte poetische Texte, sind im Mittelalter wesentlich an die Stimme gebunden.<sup>14</sup> Ihre Instanzen sind kaum über Medienstrukturen und Marktmechanismen, die sich erst mit der Erfindung des Buchdrucks nachdrücklicher entwickeln, diatopisch und diachronisch auseinandergelockert und anonymisiert. Kommunikation ist vielmehr, und in der Regel zunächst unabhängig davon, ob sie schriftgestützt ist oder nicht, an Prozesse der Aufführung, der Performanz gebunden; sie funktioniert in Sprechsituationen, welche grundsätzlich bestimmt sind durch die leibhaftige Präsenz aller Kommunikationsteilnehmer, welche andererseits, soweit man weiß, offenbar in relativ geringem Maße generalisiert oder auch nur institutionell gesichert, welche also vielfach hochgradig okkasionell, auch prekär sind.<sup>15</sup>

Auch für das, was man poetische Texte nennen mag, scheinen Sonderbedingungen nicht zu gelten, ihre Kommunikationszusammenhänge sind von anderen Formen sozialer Interaktion allenfalls schwach unterschieden. Man kommuniziert unter Anwesenden<sup>16</sup>, in einem Zeigfeld<sup>17</sup>, das als Raum wechselseitiger Wahrnehmung zu beschreiben ist. Kommunikationen sind hier v. a. reziprok, ihre Medien in sprachlichen wie nicht-sprachlichen Codes und ihre Speicher sind stets auch die gegenwärtigen Körper, und sie funktionieren daher immer auch synästhetisch, insbesondere audiovisuell. Zu ihren Prinzipien gehören demnach Visibilität und Formen der Partizipation, der gemeinschaftlichen Teilhabe, der sinnlichen Unmittelbarkeit, des Involviertseins der Situationsteilnehmer.

All dies schreibt sich auch der schriftgebundenen ›Literatur‹ des Mittelalters als Spur ein<sup>18</sup>, kann aber allenfalls teilweise selbst mit verschriftlicht werden, und insofern könnte der schriftliche Text hier als eine Form von ›Partitur‹ aufgefaßt werden. Er stellt die Rede und das Wissen zur Wiederverwendung in gewandelten Kontexten zur Verfügung und entkoppelt sie insofern vom Hier und Jetzt aktueller Sprechhandlungen und deren situativen Rahmen. Die Schrift ist also in dem Sinne situationsabstrakt, daß die von ihr tradierten Texte und das darin

<sup>13</sup> Dazu in weitgespanntem Überblick: Horst Wenzel: Hören und Sehen, Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter, München 1995; vgl. auch meine Rezension in: ZfdA 125, 1996, S. 93–104.

<sup>14</sup> Vgl. die unten (Anm. 19 und 26) genannten Arbeiten von Paul Zumthor sowie: Ursula Schaefer: Vokalität. Altenglische Dichtung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, Tübingen 1992 (ScriptOralia 39); dies.: Zum Problem der Mündlichkeit, in: Modernes Mittelalter (Anm. 1), S. 357–375.

<sup>15</sup> Vgl. Strohschneider (Anm. 12), bes. S. 78ff.

<sup>16</sup> Ich verwende hier und im folgenden ›Interaktion‹ in diesem Sinne terminologisch; vgl. Niklas Luhmann: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt a. M. 41991, bes. S. 560ff.; ders.: Einfache Sozialsysteme, in: ders.: Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft, Opladen 31986, S. 21–38.

<sup>17</sup> Der Begriff von Karl Bühler: Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Mit einem Geleitwort von Friedrich Kainz, Stuttgart/New York 1982 [Ungekürzter Nachdruck der Ausg. Jena 1934], S. 79ff.

<sup>18</sup> Vgl. etwa Wenzel (Anm. 13), bes. S. 193ff.

bewahrte Wissen in unterschiedlichen (wenngleich nicht beliebigen) Kommunikationszusammenhängen je neu aktualisiert werden können. Jedoch verdichten sich diese technisch-medial vermittelten Formen der situations- und damit körperabstrakten Kommunikation im Mittelalter erst sehr allmählich zu einer von konkreten Interaktionszusammenhängen sich ablösenden, sie dann auch substituierenden Schrifttradition, welche Texte und Wissen generalisieren sowie die Kommunikationsteilnehmer in Raum und Zeit auseinanderrücken und gegeneinander isolieren kann. Selbst schriftliche Kommunikation bleibt vielmehr auf lange hin an interaktive Verständigung unter Anwesenden gebunden.<sup>19</sup> Schrift ist vorwiegend ein mnemotechnisches Verfahren, welches das kulturelle Gedächtnis stützen, es aber erst ansatzweise substituieren kann: Insofern bleibt sie wesentlich subsidiär.<sup>20</sup>

Nicht allein die Skripturalität allerdings, auch die Textualität des mittelalterlichen Textes wird mitbestimmt von den alle soziale, auch ästhetische Praxis dominierenden Modalitäten mündlicher Kommunikation. Daher bleibt das kategoriale Instrumentarium traditioneller Philologie ihm gegenüber jedenfalls insofern anachronistisch, als es ein klassizistisches Autor-Werk-Paradigma<sup>21</sup> – wie

<sup>19</sup> Dies zunächst ganz konkret, insofern die Reproduktion und Rezeption schriftgestützter Texte sich vorwiegend in körpergebundenen Aufführungszusammenhängen vollzieht, erst hier aus der Schrift ein kommunizierbarer ›Text‹ entsteht – Paul Zumthor reserviert hierfür den Ausdruck ›Werk‹ (vgl. ders.: *La lettre et la voix. De la ›littérature‹ médiévale*, Paris 1987; ders.: *Körper und Performanz*, in: *Materialität der Kommunikation*, hg. von Hans Ulrich Gumbrecht/K. Ludwig Pfeiffer, Frankfurt a. M. 1988, S. 703–713; ders.: *Einführung in die mündliche Dichtung*, Berlin 1990, S. 72ff.).

<sup>20</sup> Dies hat zuletzt Wenzel (Anm. 13) zusammenfassend und eindrücklich dargestellt (bes. S. 39, S. 72ff., S. 89ff., S. 357 u. ö.). Die Folgen sind zu beobachten sowohl an grammatischen Merkmalen mittelalterlicher volkssprachiger Schrifttexte (vgl. zum Beispiel den Überblick von Suzanne Fleischman: *Philology, Linguistics, and the Discourse of the Medieval Text*, in: *Speculum* 65, 1990, S. 19–37, bes. S. 27ff.; Helmut Tervooren: *Die ›Aufführung‹ als Interpretation mittelhochdeutscher Lyrik*, in: ›Aufführung‹ und ›Schrift‹ in Mittelalter und Früher Neuzeit. Symposium Seeon 1994, hg. von Jan-Dirk Müller, Stuttgart/Weimar 1996 [Germanistische Symposien: Berichtsbände 17], S. 48–66) als auch an deren rhetorischen und poetischen Strukturen, ihren Kommunikations- und Imaginationsstrategien oder den vor allem in metaphorischer Rede sedimentierten Begriffen von Schrift und Codex (vgl. Wenzel [Anm. 13], bes. S. 193ff., S. 328ff., S. 414ff.). Die Bestimmung mittelalterlicher Skripturalität als in der Regel subsidiär (nicht gegenüber ›reiner‹ Oralität, sondern gegenüber Interaktionszusammenhängen) trägt zugleich dem Sachverhalt Rechnung, daß schon früh genuin schriftsprachliche Kommunikationsformen beobachtbar sind: Auch sie bleiben weithin an interaktive Verständigungsformen gebunden; vgl. dazu Thomas Cramer: *Der Buchstabe als Medium des gesprochenen Wortes. Über einige Probleme der Mündlichkeits-Schriftlichkeitsdebatte am Beispiel mittelalterlicher Lyrik*, in: *Logos und Buchstabe. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Judentum und Christentum der Antike*, hg. von Gerhard Sellin/François Vouga, Tübingen 1996, S. 127–152.

<sup>21</sup> Dazu in jüngster Zeit etwa Stackmann (Anm. 1); Joachim Bumke: *Autor und Werk. Beobachtungen und Überlegungen zur höfischen Epik (ausgehend von der Donauessinger Parzivalhandschrift G<sup>8</sup>)*, in: *ZfdPh* 116, 1997, Sonderheft (Anm. 12), S. 87–114; Strohschneider (Anm. 12), bes. S. 64ff. Wie eine Apologie dieses Paradigmas heute noch aussehen mag, hat Werner Schröder vorgeführt: *Die ›Neue Philologie‹ und das ›Moderne Mittelalter‹*, in: Georg Machnik et al.: *Germanistik in Jena. Reden aus Anlaß des 70. Geburtstages von Heinz Mettke*, Jena 1996 (Jenaer Universitätsreden 1), S. 33–50.

man es vielleicht abkürzend nennen darf – ausfaltet, also den aus der kreativen Subjektivität des Autors hervorgehenden, von ihm autorisierten und in seiner Wort- wie Sinngestalt authentisch fixierten Text zur Voraussetzung hat.<sup>22</sup> Vollziehen sich hingegen Gebrauch wie Wiedergebrauch von Rede in Situationssystemen körpergebundener reziproker Kommunikation, dann müssen sie diesen gegenüber gleichermaßen adaptionsfähig organisiert werden, dann darf auch Wiedergebrauchsrede nicht so situationsabstrakt sein, wie es ein klassizistischer ›Werk‹-Begriff unterstellen muß: Sie gehorcht vielmehr einem kategorial anderen historischen Paradigma von Textualität. Die Alterität seiner Konsistenz- und Kompletionsbedingungen für Texte wird in der Mediävistik zuvörderst unter den Stichworten ›Offenheit‹, ›Fragmentarizität‹ und ›variance‹ thematisiert.

Es sind dies die Leitbegriffe einer gegenwärtig vor allem unter dem Titel ›New Philology‹ geführten Debatte.<sup>23</sup> In sie münden auch ältere Forschungslinien ein, die – im Kontext kommunikations-, medien- und wahrnehmungsgeschichtlicher Ansätze nun Sukkurs erhaltend – vor allem von überlieferungsgeschichtlichen Gegebenheiten und editorischen Herausforderungen her den Begriff des mittelalterlichen Textes zu historisieren unternahmen. So hat man die »starke Fluktuation der Texte«<sup>24</sup>, ihre Flexibilität von Handschrift zu Hand-

<sup>22</sup> Als Kritik eines solchen Textbegriffs läßt sich auch derjenige Ehlichs (Anm. 4 und 7), wiewohl historisch noch unspezifisch, verstehen: Er kehrt gewissermaßen die Hierarchie der Kategorien des Textbegriffs der traditionellen Mittelalterphilologie um. Diese versteht handschriftlich überlieferte Texte als – mehr oder weniger gute oder verderbte – Zeugnisse für etwas, was sie selbst nicht sind, für das ›Werk‹: Der rekonstruktive Weg der Textkritik und Editorik zurück zum ›Werk‹, auf welchem Wege die Besonderheiten der Überlieferungs›zeugen‹ schrittweise wie Schlacken zurückblieben – programmatisch zu erkennen geben das bis heute die verblaßte Metaphorik klassizistischer Textkritik und das Pathos ihrer ›Kritik‹ an der Überlieferung, deren Musterung (recensio), deren ›Reinigung‹ von Fehlern und deren Verbesserung (emendatio) –, dieser Weg konnte daher als »Königsweg der Philologie« gelten (vgl. Karl Stackmann: Die Edition – Königsweg der Philologie?, in: Methoden und Probleme der Edition mittelalterlicher deutscher Texte, hg. von Rolf Bergmann/Kurt Gärtner, Tübingen 1993 [Beihefte zu editio 4], S. 1–18). Dem liegt ein Paradigma zugrunde, das an den Anfang das (Original-) ›Werk‹ – und vor dieses den Autor der Dichtung – setzt, aus welchem sich die (stets depravierte) ›Überlieferung‹ ableitet; diesen Überlieferungsvorgang macht die traditionelle Philologie gewissermaßen rückgängig. Mit Ehlich läßt sich dem nun ein ganz anderer Begriff gegenüberstellen, der Überlieferung nicht als etwas Nachträgliches, Sekundäres, Akzidentielles dem Text nachordnet, sondern umgekehrt den Begriff des Textes gerade an das Kriterium der Überlieferungsqualität bindet.

<sup>23</sup> Vgl. Bernard Cerquiglini: *Éloge de la variante. Histoire critique de la philologie*, Paris 1989; *The New Philology*, hg. von Stephen G. Nichols, in: *Speculum* 65, 1990, S. 1–108; *The New Medievalism*, hg. von Marina S. Brownlee/Kevin Brownlee/Stephen G. Nichols, Baltimore/London 1991 (Parallax: Re-visions of Culture and Society); *Towards a Synthesis? Essays on the New Philology*, hg. von Keith Busby, Amsterdam 1993 (Faux titre 68); Stackmann (Anm. 1); Jan-Dirk Müller: Neue Altgermanistik, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 39, 1995, S. 445–453; *ZfdPh* 116, 1997, Sonderheft (Anm. 12); *Alte und neue Philologie*, hg. von Martin-Dietrich Gleßgen/Franz Lebsanft, Tübingen 1997 (Beihefte zu editio 8).

<sup>24</sup> Karl Stackmann: *Mittelalterliche Texte als Aufgabe*, in: *Festschrift für Jost Trier zum 70. Geburtstag*, hg. von William Foerste/Karl-Heinz Borck, Köln/Graz 1964, S. 240–267 [wieder in: ders.: *Mittelalterliche Texte als Aufgabe*. Kleine Schriften I, hg. von Jens Hausteil, Göttingen 1997, S. 1–25], Zitat S. 253.



schrift, etwa in die wirkungsreiche metaphorische Formel vom ›offenen‹ Text gebracht.<sup>25</sup> Sie bleibt freilich auf ihren Gegenbegriff textueller ›Geschlossenheit‹ bezogen, und immer erscheint ›Offenheit‹ daher als ein Defizit an interner und externer Festigkeit, während andererseits ein Text überhaupt nicht als solcher identifizierbar wäre, erfüllte er nicht erhebliche Anforderungen an ›Abgeschlossenheit‹, also »sprechsituationsüberdauernde Stabilität« (K. Ehlich). Einer weitergehenden Historisierung mittelalterlicher Textualität ist also beim Konzept des ›offenen Textes‹ sein Ausgangspunkt im Wege: Es bleibt theoretisch im Horizont einer die technische Reproduzierbarkeit von Schrift voraussetzenden Kommunikationskultur und bekommt daher einen Schrifttext stets allein in Relation zu konkurrierenden Verschriftlichungen ›desselben‹ Textes in den Blick; es operiert im Rahmen einer Schrifttradition, wie wenn diese sich auch im Mittelalter gegenüber körpergebundenen Interaktionszusammenhängen längst verselbstständigt hätte.

Derartige Fixierungen des Textes an skripturale Medien aufzulösen, hat in der Mediävistik vor allem Paul Zumthor mitgeholfen. Er beschreibt Texte, die an Stimme und Körper des Sprechenden gebunden sind (Oralität), als Elemente eines übergeordneten (grenzenlosen) und überpersonalen Traditionskontinuums des Sprechens, welches ein immer wieder Neu- und Weitersprechen sei. Gegenüber dieser Tradition verhalte sich der Einzeltext als eine von vielen und je partikularen Aktualisierungen, deren Strukturen stets variabel (›mouvance‹) und fragmentarisch seien. Die Spezifik insbesondere mittelalterlicher Textualität läge demnach im Verhältnis zwischen der Tradition aller Texte eines gegebenen literarischen Feldes und dem Einzeltext, das Zumthor in die Formulierung »textefragment« gefaßt hat.<sup>26</sup> Dieser freilich forcierte Vorschlag hat einerseits den

<sup>25</sup> Vgl. Jürgen Kühnel: Der ›offene Text‹. Beitrag zur Überlieferungsgeschichte volkssprachiger Texte des Mittelalters, in: Akten des V. Internationalen Germanisten-Kongresses Cambridge 1975, hg. von Leonard Forster/Hans Gerd Roloff, Bern/Frankfurt a. M. 1976, H. 2 (Jahrbuch für Internationale Germanistik A II.2), S. 311–321. Vergleichbar ist die Beschreibung des »Wartburgkrieges« als »offene Textstruktur« bei Hedda Ragotzky: Studien zur Wolfram-Rezeption. Die Entstehung und Verwandlung der Wolfram-Rolle in der deutschen Literatur des 13. Jahrhunderts, Stuttgart et al. 1971 (Studien zur Poetik und Geschichte der Literatur 20), bes. S. 48ff., S. 90f. Für ähnliche und in etwa gleichzeitige Tendenzen in der Neugermanistik könnte etwa einsteigen: Peter Schmidt: Statischer Textbegriff und Textprozeß, in: Literaturwissenschaft. Eine Einführung für Germanisten, hg. von Dieter Breuer et al., Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1972, S. 95–125. – Eine von apologetischen Zügen nicht ganz freie Übersicht über solche Forschungstraditionen mit Blick auf die ›New Philology‹-Debatte bietet jetzt Ingrid Bennewitz: Alte »neue« Philologie? Zur Tradition eines Diskurses, in: *ZfdPh* 116, 1997, Sonderheft (Anm. 12), S. 46–61. Joachim Bumke spricht neuerdings von der ›Unfestigkeit‹ des mittelalterlichen Textes; vgl. ders.: Der unfeste Text. Überlegungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert, in: ›Aufführung‹ und ›Schrift‹ (Anm. 20), S. 118–129; ders.: Die vier Fassungen der ›Nibelungenklage‹. Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert, Berlin/New York 1996 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 8), S. 53ff., und dazu meine Rezension in: *ZfdA* 127, 1998, S. 102–117.

<sup>26</sup> Paul Zumthor: Le texte-fragment, in: *Langue française* 40, 1978, S. 75–82, hier bes. S. 81; vgl. auch ders.: Intertextualité et mouvance, in: *Littérature* 41, 1981, S. 8–16; ders.: The Impossible Closure of the Oral Text, in: *Yale French Studies* 67, 1984, S. 25–42; ders., La lettre et la voix (Anm. 19); ders., Einführung (Anm. 19).

Vorteil, nicht in Absetzung von neuzeitlichen Schrift-Text-Paradigmata gewonnen – und via negationis an sie gebunden – zu sein: Er nimmt, indem er sich auf mündliche Kommunikation und deren Übergangsfelder zur Schriftlichkeit bezieht, die Medienebene selbst in den Textualitätsbegriff mit hinein, und sein Gegenbegriff ist daher nicht die ›Geschlossenheit‹ eines Textes, sondern die Totalität von Redetraditionen.

Im Maße des Erfolgs, mit welchem Zumthors Fragment-Konzept an der Auflösung eines klassizistischen Textbegriffs arbeitet, treten indes andererseits auch seine problematischen Implikationen deutlicher hervor: Die Vorstellung von der überpersonalen Totalität ›des Textes‹ als Inbegriff eines obendrein undifferenzierten Universums aller Redetraditionen weist diesen implizit einen ontologischen Status vor aller kommunikativen Realisierung zu, was von einer verdeckten Sehnsucht nach Einheit und Ursprünglichkeit jenseits des Partikularen und Kontingenten einzelner ›texte-fragments‹ gesteuert sein mag. Sodann geht das Konzept aber auch aus von der gewissermaßen totalen ›variance‹ mündlicher (oder an die Oralität gebundener verschriftlichter) ›texte-fragments‹ im Gegensatz zur ›invariance‹ genuin schriftkultureller Texte, während es tatsächlich in oralen wie semi-oralen Kulturen auch hochstabile Texte gibt, sakrosankte zum Beispiel<sup>27</sup>, und umgekehrt in Schriftkulturen variable.

Der Begriff der ›variance‹ spielt schließlich auch die entscheidende Rolle in jener Provokation mediävistischer Philologie, die Bernard Cerquiglini 1989 mit seiner »Éloge de la variante« vorgetragen hat.<sup>28</sup> Gegenüber der Opposition von ›Offenheit‹ und ›Geschlossenheit‹ des Textes wechselt er – mit Zumthor und zugleich anknüpfend an die Terminologie der klassizistischen Textkritik – die Bildlogik und spitzt seinen Begriff von der Textualität mittelalterlicher Texte zu in der seither viel diskutierten These, verschriftlichte Texte des Mittelalters hätten nicht Varianten, sondern sie *seien* Varianz, seien ein kontinuierlicher Vorgang steter Textveränderung. Den Text gebe es überhaupt nur als den Prozeß seiner Veränderung. Diese These setzt freilich in historisch uneinholbarer Weise eine spezifische Beobachterposition – und damit historische Distanz – voraus: Sie kann, ob generalisierend oder fallbezogen, erst im Ergebnis einer Synopse der schriftlichen Manifestationen ›eines‹ Textes formuliert werden. Sie muß mithin von der unmittelbaren Situationalität kommunikativer Handlungen in einem je spezifischen ›Zeigfeld‹ absehen und ist daran gehindert, Schrifttexte als deren partiturhafte Manifestationen zu thematisieren. In der Situation der Aufführung aber – und ebenso in der (nichtphilologischen) Lektüre – ist der Text stets ein einzelner und darin unverwechselbar. Das heißt, die Varianz der Schrifttexte ist im Handeln der mittelalterlichen Kommunikationsteilnehmer in der Regel gerade nicht gegenwärtig.<sup>29</sup> Texte, die aus historischer und medialer Distanz als diffe-

<sup>27</sup> Vgl. etwa Assmann (Anm. 8), bes. S. 103ff.; Ehlich, Funktion und Struktur (Anm. 7), S. 27f.; Philip C. Stine: Writing and Religion, in: Schrift und Schriftlichkeit (Anm. 7), S. 604–610, hier S. 605ff.; Wandhoff (Anm. 10), S. 602.

<sup>28</sup> Cerquiglini (Anm. 23), hier S. 111.

<sup>29</sup> Vgl. auch Müller (Anm. 23), S. 449 und Anm. 6.

rente erscheinen, werden überwiegend als identische wahrgenommen.<sup>30</sup> Und entsprechend ist für die Produktionsseite festzuhalten, daß die Veränderung von Schrifttexten etwa in Abschreibeprozessen noch keineswegs dokumentiert, derartige Veränderungen seien auch als solche, etwa als Störung von Textintegrität und -identität aufgefaßt worden.<sup>31</sup>

In den hier skizzierten Ansätzen, die die Andersheit der Textualität von ›Wiedergebrauchsreden‹ im Bedingungsgefüge mittelalterlicher Semi-Oralität vermittelt der Stichworte ›Offenheit‹, ›Fragmentarizität‹ und ›Varianz‹ diskutieren, wird der Status des Textes stets in der Relationalität von Textversionen bestimmt. Darin liegt die Gemeinsamkeit dieser Konzepte. Sie machen gewissermaßen den Textvergleich, der hermeneutisch freilich unumgänglich ist, zur Kategorie historisch fremder Textualitätsformen, sei es, daß der Vergleichstext eine konkurrierende Verschriftlichungsform, sei es, daß er ein überpersonales Universum der Rede überhaupt ist. Demgegenüber knüpfte der vorliegende Problemaufriß mit Konrad Ehlichs Begriff an ein Konzept an, das den Status des Textes – und ebenso den seiner Verschriftlichungen – von den Modalitäten pragmatischen Gebrauchs her definiert. Mit seiner Hilfe kann man versuchen, Textualität unter den medien- und kommunikationsgeschichtlichen Bedingungen des semi-oralen Mittelalters als spezifisches Ausbalancieren von Situationsabstraktheit und Situationsbezogenheit der verschriftlichten (und daher literaturwissenschaftlicher Analyse zugänglichen) Wiedergebrauchsrede zu beschreiben. Dabei scheinen solche Balancen nicht stets ›schon‹ stabil zu sein, es hat vielmehr den Eindruck, als ob sie von Fall zu Fall – von Text zu Text wie innerhalb von Texten – immer wieder neu justiert werden mußten und als ob systematisch unterscheidbare Relationen von Situationalität und Situationsabstraktheit direkt nebeneinander möglich waren.<sup>32</sup>

### 3.

Diese Hypothese nun soll im zweiten Teil dieses Beitrages von einem einzelnen Schrifttext her illustriert und plausibilisiert werden, dem »Wartburgkrieg«. Unter diesem Titel versammelt man ein außerordentlich schwer zu durchschauendes Geflecht von Strophen in zwei verschiedenen Tönen, das seit Karl Simrock<sup>33</sup> in

<sup>30</sup> Man kann sich dies zum Beispiel an mittelalterlicher Zitierpraxis verdeutlichen oder an der mittelhochdeutschen »Brandan-Legende«, die geradezu als Diskurs über die Identität verschiedener Schriftversionen »eines« Textes lesbar ist; vgl. dazu: Peter Strohschneider: Der Abt, die Schrift und die Welt. Buchwissen, Erfahrungswissen und Erzählstrukturen in der Brandan-Legende, in: *Scientia Poetica* 1, 1997, S. 1–34.

<sup>31</sup> Historische Differenzierungen dieser Einschätzung werden sich am ehesten entlang der Unterscheidung von profanen und heiligen Texten (vgl. dazu oben, Anm. 27) erarbeiten lassen, und sie werden natürlich nicht das ganze Mittelalter als ein in seinen epistemischen Voraussetzungen geschlossenes Textuniversum auffassen dürfen.

<sup>32</sup> So ließe sich übrigens die spezifische Situation der mediävistischen Forschung verstehen, in welcher die Vertreter der ›alten‹ wie der ›neuen‹ Philologie gleichermaßen ihre im Einzelfall oft plausiblen Beispiele für unterschiedliche Textbegriffe gegeneinander stellen können.

<sup>33</sup> Vgl.: Der Wartburgkrieg, hg., geordnet, übersetzt und erläutert von Karl Simrock, Stuttgart/Augsburg 1858.

die sieben Spruchgedichte »Fürstenlob«, »Rätselspiel«, »Totenfeier«, »Aurons Pfennig«, »Zabulons Buch«, »Sprechen ohne Meinen« und »An Zeitgenossen« gegliedert wird. Dieses Textkonglomerat ist – teilweise unter den Autorennamen Heinrich von Ofterdingen oder Klingsor – in 30 Codices und Fragmenten überliefert<sup>34</sup>, welche nicht nur nach Graphie und Wortlaut, sondern auch nach Strophenbestand und -anordnung so kraß divergieren, daß alle Versuche einer systematischen, textgeschichtlich oder editorisch insgesamt plausiblen Sortierung scheiterten.<sup>35</sup> Schon deswegen und überdies auf Grund der oben skizzierten theoretischen Vorüberlegungen beziehe ich mich im folgenden allerdings nicht auf eine der synkretistischen Textrekonstruktionen *des* »Wartburgkrieges«<sup>36</sup>, sondern auf einen einzelnen, handschriftlich überlieferten Text: Darin nämlich sedimentiert sich in je eigener Weise die historische Realität der Strophen und Strophengruppen als Vollzugsformen vergangener kommunikativer Handlungen.

Es geht um den in der Großen Heidelberger Liederhandschrift C überlieferten »Wartburgkrieg«-Text, und zeigen will ich, daß er dann literarhistorisch rekonstruierbar wird, wenn man mit Abstufungen zwischen Situationalität und Situationsabstraktheit einzelner Strophengruppen und also mit wechselnden Formen ihres Wiedergebrauchs rechnet. Es ist, anders gesagt, darzutun, daß die Strophen in unterschiedlicher Weise auf kommunikative Praxen bezogen sind, die sich durch das Maß der Zerdehnung und Verdauerung ihrer Situationszusammenhänge unterscheiden. Insofern kommen hier ein systematisches und ein interpretatorisches Interesse zusammen. Ich gehe daher in zwei Schritten vor und skizziere zunächst knapp die Kohärenzstiftungs- und Kompletlierungsstrategien dieses Textes. Sodann soll versucht werden, die in einer solchen Interpretation gleichwohl unauflösbaren Brüche und Inkohärenzen von Text und Schrift zu verstehen als Indizien einer Kontamination nicht so sehr – freilich nicht auszuschließender – textgeschichtlicher Traditionen als vielmehr komplexer Textualitätsverhältnisse in den Segmenten des Schrifttextes.

Zunächst also wäre zu zeigen, daß der in C überlieferte »Wartburgkrieg«-Text etwas anderes ist als eine Sammlung von 91 Einzelstrophen, daß man ihn also – in spezifischer Weise – als ›einen‹ Text lesen kann. Anstatt dies hier im einzelnen zu entwickeln, referiere ich lediglich die in dieser Hinsicht wichtigsten Ergebnisse einer andernorts begründeten Interpretation.<sup>37</sup> Ihr Ausgangspunkt

<sup>34</sup>Zur Übersicht vgl.: Repertorium der Sangsprüche und Meisterlieder des 12.–18. Jahrhunderts, hg. von Horst Brunner/Burghart Wachinger, Bd. 5: Katalog der Texte. Älterer Teil Q–Z, bearbeitet von Frieder Schanze/Burghart Wachinger, Tübingen 1991, S. 492–538; hinzu kommt jetzt: Klaus Klein/Helmut Lomnitzer: Ein wiederaufgefundenes Blatt aus dem »Wartburgkrieg«-Teil der Jenaer Liederhandschrift, in: PBB 117, 1995, S. 381–403.

<sup>35</sup>Am weitesten kommen die subtilen Untersuchungen Burghart Wachingers: Sängerkrieg. Untersuchungen zur Spruchdichtung des 13. Jahrhunderts, München 1973 (MTU 42), und um so nachdrücklicher ist auch sein Ergebnis zu betonen, daß die Textgeschichte nicht vollständig zu rekonstruieren ist (vgl. S. 86 zum »Rätselspiel«).

<sup>36</sup>Vgl. Anm. 33 sowie: Der Wartburgkrieg. Kritisch hg. von Tom Albert Rompelman, Diss. Amsterdam 1939; weitere Ausgaben im Repertorium (Anm. 34), S. 492f.

<sup>37</sup>Vgl. Beate Kellner/Peter Strohschneider: Die Geltung des Sanges. Überlegungen zum »Wartburgkrieg« C, in: Wolfram-Studien 15, 1998, S. 171–195.

war die Beobachtung von Kohärenzstrategien auf der syntagmatischen wie der paradigmatischen Achse der Textkonstitution und auch auf der Ebene der graphischen Präsentation der Schrift.<sup>38</sup>

Hierher gehört zunächst der Zusammenhang der Redekonstellationen. Der »Wartburgkrieg« stellt den Sängerwettstreit am Hof und in Gegenwart des thüringischen Landgrafenpaares dar. Beteiligt sind am Anfang Heinrich von Ofterdingen, Reinmar von Zweter, Walther, Wolfram, Biterolf und der Tugendhafte Schreiber, später dann nur noch der von Eschenbach, der Zauberer Klingsor und zwischendurch als dessen Helfer der Teufel Nasion. Die Konkurrenz setzt ein mit einer Provokation des Ofterdingers, der den Herzog von Österreich über alle anderen Fürsten preist, wohingegen die übrigen Sänger – mit Ausnahme Biterolfs, der einen Grafen von Henneberg hervorhebt (C 12–16) – für den absoluten Vorrang des Landgrafen von Thüringen eintreten. Dieser »Lob-Wettstreit«, in welchem Walther schließlich gewinnt, indem er den Ofterdinger in einer Metaphernfalle fängt (C 22f.), wird sodann hineinverlängert in einen »Rätsel- und schließlich einen »Erzähl-Wettstreit« zwischen Klingsor und Wolfram. Eine Folge heute teilweise bis zur Unverständlichkeit komplizierter allegorischer Rätsel<sup>39</sup> ermöglicht es Wolfram, sich als meisterlicher Sänger von überlegener laikaler Kompetenz zu profilieren<sup>40</sup>, bevor er seinen Vorrang vor Klingsor dann auch dadurch beweist, daß er sehr viel souveräner über den synkretistischen Zusammenhang heidnisch-jüdisch-christlichen Arkanwissens verfügt, den das Buch Zabulons und seine sukzessive entfaltete Geschichte hier repräsentieren.

Näherhin wird dieser auf der Ebene der Redekonstellationen gestiftete Konnex des von der Forschung stets als lose Zusammenfügung dreier unterschiedlicher Spruchgedichte – »Fürstenlob«, »Rätselspiel«, »Zabulons Buch« – aufgefaßten C-Textes stabilisiert durch einen insgesamt einheitlichen, bis ans Textende durchgehaltenen szenischen Rahmen. Nicht allein der »Lob-Wettstreit« des Anfangs: bis zum Schluß vollzieht sich das Redegeschehen in der Öffentlichkeit des Thüringer Hofes vor den Augen und Ohren des Landgrafenpaares.<sup>41</sup> Und dies in einem Zeitraster, der erkennbar in vier aufeinanderfolgende Tage und eine Nacht gegliedert ist.<sup>42</sup> In diesem szenischen Zusammenhang agiert dementspre-

<sup>38</sup> Stellennachweise und Zitate folgen der Transkription in: Parodie und Polemik in mittelhochdeutscher Dichtung. 123 Texte von Kürenberg bis Frauenlob samt dem Wartburgkrieg nach der Großen Heidelberger Liederhandschrift C, hg. von Günther Schweikle, Stuttgart 1986 (Helfant Texte 5), S. 105–142.

<sup>39</sup> Vgl. dazu Tomas Tomasek: Das deutsche Rätsel im Mittelalter, Tübingen 1994 (Hermaea NF 69), S. 220ff.; sowie Burghart Wachinger: Rätsel, Frage und Allegorie im Mittelalter, in: Werk – Typ – Situation. Studien zu poetologischen Bedingungen in der älteren deutschen Literatur. FS Hugo Kuhn, hg. von Ingeborg Glier et al., Stuttgart 1969, S. 137–160.

<sup>40</sup> Vgl. Ragotzky (Anm. 25), bes. S. 54ff.

<sup>41</sup> Vgl. C 1.5, 4.13, 8.11, 10.13, 14.1, 15.3, 16.4, 17.1f., 25.2ff., vor 56, 59.1.7.10, 60.5, 61, 63.4ff., 67, 70.12, 83.1ff., sowie auch 89.9, 90.9. Die einzige Ausnahme ist die Nasion-Szene (C 51–55). Sie ist indes durch plausibel motivierende narrative Zwischentexte (vor C 51 und nach C 55) in den szenischen Zusammenhang integriert und vergegenwärtigt gerade als Konstruktion eines anderen Raumes (nachts, jenseits des Hofes, Kommunikation mit dem Teufel) die Integrität der sie umgebenden höfischen Szene.

<sup>42</sup> Vgl. C 3.1, 48.6, vor 51, vor 56; zur Rekonstruktion der Zeitstruktur des »Fürstenlobs«

chend ein funktional geschlossener Kreis von Akteuren. Denn für den im »Fürstenlob« unterlegenen Sänger Heinrich von Ofterdingen tritt mit dem Beginn des sogenannten »Rätselspiels« Klingsor in die Konkurrenz ein (C 24ff.), während Wolfram als Repräsentant der Gruppe der übrigen Sänger aufgefaßt ist. Trotz Verschiebungen des Figureninventars bleibt dieserart die agonale Konfrontation meisterlicher Sänger durchgehalten, ja sie wird in einem dramaturgischen Prozeß entfaltet, der mit dem »Rätselenspiel« ästhetischen und ethischen Rechtfertigungsdruck von Heinrich von Ofterdingen auf Wolfram und dann mit »Zabulons Buch« sukzessive wieder zurück auf seinen Stellvertreter Klingsor verschiebt.<sup>43</sup>

Thematisch geht es dabei zunächst, nämlich in dem unter dem Forschungstitel »Fürstenlob« zusammengefaßten ersten Teil, offensichtlich um Fragen herrscherlicher Ehre. Gleichzeitig damit und vor allem aber – und im »Rätselenspiel« und in »Zabulons Buch« endlich ganz unverkennbar – verhandelt der Diskurs des Textes Probleme des höfischen Sanges: den Status meisterlicher Sänger<sup>44</sup> und die prekäre Geltung des Sanges sowie jene heiligen oder magischen Schrift- und Wissenstraditionen, im Rückgriff auf welche man ihn zu legitimieren versuchen kann. Und stets geht es dabei auch um ethische Kompetenz wie ästhetische Virtuosität, um das also, was man heute eine implizite Poetologie der Spruchdichtung nennen würde. Die Kohärenz der Redekonstellationen und des szenischen Rahmens wiederholt sich mithin als Einheit, sagen wir vorsichtiger: als Identifizierbarkeit eines Diskurses, in dessen Zentrum stets Fragen mündlicher (Wettstreit der Sänger) wie schriftlicher Rede (die mit den Namen Brandans und Zabulons verknüpften Buchtraditionen) stehen – und damit zugleich auch: Probleme des Status und der Geltung von Texten in einer semi-oralen Kommunikationskultur. Dieser Diskurs, um das hier nur anzudeuten<sup>45</sup>, reagiert auf den prinzipiell gefährdeten Status poetischer Rede bei Hofe, indem er im »Fürstenlob« den Landgrafen und seine herrscherliche Freigebigkeit einerseits, die Sänger und ihren Fürstenpreis andererseits nach der Logik des Gabentausches einander zuordnet: Der Fürst *teilt uns ie sîn guot und wir im gotes lôn* (C 1.3f.). Gerade darin

vgl. auch Tomas Tomasek: Zur Sinnstruktur des »Fürstenlobs« im »Wartburgkrieg«, in: PBB 115, 1993, S. 421–442, hier S. 424f., S. 429; zu derjenigen des gesamten Textes Kellner/Strohschneider (Anm. 37), passim (insbesondere auch die tabellarische Übersicht S. 173f.).

<sup>43</sup>Dazu im einzelnen Kellner/Strohschneider (Anm. 37), S. 185ff. – Im Horizont eines solchen dramaturgischen Geschehens gewinnen übrigens gerade einige jener Strophengruppen des C-Textes Sinn und Funktion, die man für ausgesprochen »dunkel« oder desintegriert gehalten und daher mit den Instrumenten der Textgeschichte etwa als spätere Interpolationen ausgeschieden hat: C 24f. öffnet die Konstellation des »Fürstenlobs« auf das »Rätselenspiel« hin; C 39–44 fungieren als Scharnier, indem auch Klingsor unter Legitimationsdruck gesetzt und damit die anfängliche Asymmetrie der Wolfram-Klingsor-Konstellation transformiert wird und indem zugleich mit der Einführung der Differenz von Lehre und Inspiration, also einer Dichotomie der Formen der Partizipation an Wissenstraditionen, die im folgenden wichtigste Ebene des Konfliktaustrags sich konstituiert; C 60, 62f. (dazu unten) verstehen sich als retrospektiver Kommentar zum Geschehen des »Fürstenlobs«, der den Konflikt zugleich für eine Fortsetzung in »Zabulons Buch« öffnet.

<sup>44</sup>Vgl. Ragotzky (Anm. 25), bes. S. 54ff., S. 74ff.; Wachinger (Anm. 35), bes. S. 30ff., S. 61ff., S. 83ff.

<sup>45</sup>Die Interpretation wird begründet bei Kellner/Strohschneider (Anm. 37).

wird nun aber zugleich ein Moment beginnender Disjunktion entdeckt – was aufwendig verklammert werden muß, gehört nicht mehr selbstverständlich zusammen: Die Institution des Tausches hat auf Seiten der fürstlichen Freigebigkeit eine nicht-ökonomische Dimension, denn die Gabe ist stets auch eine Gnade und darin für den Beschenkten unverfügbar, während umgekehrt die Kunst der Sänger, Preis und Ehre, die sie dem Fürsten im Modus der Panegyrik produzieren, dessen Verfügungsmacht ansatzweise entzogen wird. Was sich dabei im einzelnen beobachten ließe, ist ein Diskurs der Steigerung der Geltungsansprüche für den meisterlichen Sang, für die Kunst, im Zentrum höfischer Kommunikationskultur, zugleich auch ein Diskurs ihrer beginnenden Autonomisierung. So entsteht freilich neuer Legitimationsdruck: Kunst rechtfertigt sich nicht mehr allein aus ihrer funktionalen Zuordnung zu den Funktionsnexus von Herrschaftsrepräsentation, sie muß tendenziell aus ihrem eigenen Zusammenhang legitimiert werden. In dieser Problemfigur aber ist nun der diskursive Zusammenhang des »Wartburgkrieges« in C eigentlich gestiftet. Mit den Wechselreden in »Rätselspiel« und »Zabulons Buch« nämlich wird genau auf den angedeuteten neuen Legitimationsdruck reagiert, unter den die meisterliche Kunst im »Fürstenlob« geraten ist. Das Poetische wird hier gerade thematisch in den Dimensionen seiner Unverfügbarkeit für fürstliche Herrschaft – und seiner insofern ›autonom‹ werdenden Geltung: Es geht zwischen Wolfram und Klingsor um Verhandlungen über Wissenstraditionen und die in sie eingelagerten Legitimationsfonds, um deren abgestufte Verfügbarkeit für den meisterlichen Sänger und den gelehrten Pfaffen sowie um die Gültigkeit und Geltung ihrer jeweiligen Sprecherrollen.

All dies kann hier nicht vom Text her entwickelt werden. Worauf es ankommt, ist allein die Feststellung, daß der in der Großen Heidelberger Liederhandschrift überlieferte »Wartburgkrieg« auf verschiedenen Ebenen zu einer spezifischen Einheit gefügt ist. Und dem entsprechen auch die Formen seiner handschriftlichen Präsentation.<sup>46</sup> Die Strophen sind auf dem Pergament als im wesentlichen geschlossener Schriftblock angeordnet, dessen Zusammenhang überdies durch eine voranstehende Überschrift *klingesor von vngerlant*, durch eine den Sängerkrieg vor dem Thüringer Landgrafenpaar zeigende Miniatur, schließlich durch freien Schriftraum vor dem anschließenden Œuvre Kristans von Luppin markiert ist.<sup>47</sup>

<sup>46</sup>Zum neueren Interesse an der ›mise en page‹ vgl. etwa: Richard H. Rouse/Mary A. Rouse: *Authentic Witnesses. Approaches to Medieval Texts and Manuscripts*, Notre Dame, IN 1991 (Publications in Medieval Studies 17); Johann P. Gumbert: Zur ›Typographie‹ der geschriebenen Seite, in: *Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsformen und Entwicklungsstufen*, hg. von Hagen Keller/Klaus Grubmüller/Nikolaus Staubach, München 1992 (Münstersche Mittelalter-Schriften 65), S. 283–292; Barbara Frank: Zur Entwicklung der graphischen Präsentation mittelalterlicher Texte, in: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 47, 1993, S. 60–81.

<sup>47</sup>C, Lage XXI, fol. 219<sup>v</sup>–226<sup>r</sup>: Der Text ist durchgängig vom Grundstockschreiber A<sub>1</sub> geschrieben (die Beschriftung des Bildes stammt hingegen von einem anderen Schreiber). Dieser rechnete mit weiteren Textzuwächsen, die indes ausblieben, so daß in einer späteren Phase die im Anschluß an den »Wartburgkrieg« zunächst freigebliebenen Seiten dieser Lage von einem Nachtragsschreiber mit drei weiteren ›thüringischen‹ Œuvres (Kristan von Luppin, Hetz-

Es ist dies zugleich die Einheit eines – in weiter zu klärender Weise – spezifisch schriftliterarischen Textes. Schon die Autorsignatur und die Miniatur, die zwar einen Sonderfall innerhalb des Codex darstellt, mit dessen typischen sogenannten Autorenbildern indes zumindest funktionsäquivalent ist, verweisen auf den Urheber des Textes als auf einen abwesenden und damit auf ein distinktes Merkmal von Schrift: Daß der Autor textuell und bildlich repräsentiert werden muß, zeigt, daß er nicht präsent ist. Ähnlich ist der Abstand von körpergebundener Performanz darin sichtbar, daß die wechselnden Sprecherrollen durch farblich hervorgehobene Beischriften identifiziert und daß die Strophen durch einige kurze narrative Zwischentexte verknüpft sind. Sie imaginieren implizierte Handlungszusammenhänge und lassen sich deuten als Explikationen solcher nichtsprachlichen Momente, die im Zeigfeld einer Aufführungssituation ohnedies verständlich sein konnten. [*H*]ie mite wâren si des tages gescheiden; und kam der tiufel Nasiôn und sang diz liet (nach C 50). Dies ein Beispiel mag zeigen, daß es sich hier ähnlich verhält wie bei einem Theaterstück: Sprecherangaben und Regieanweisungen indizieren die Differenz des Schrifttextes gegenüber einer dramaturgischen Realisierung, sie erweisen ihn als eine skripturale Repräsentation performativen Singens. Diese zeigt sich als eine textuelle Einheit, die von allen anderen handschriftlichen »Wartburgkriegen« unterscheidbar und darin identifizierbar ist: als dieser spezifische Text und als spezifisch schriftlicher Text, welcher sich von den Modalitäten performativer Aktualisierung »schon« relativ weit entfernt hat.<sup>48</sup> Freilich nicht durchgängig und in gleichem Maße: Vielmehr wird jede – und auch die eben referierte – Interpretation Brüche und Inkohärenzen des Textes unaufgelöst lassen müssen, die im folgenden kurz darzustellen sind<sup>49</sup> und die sodann gedeutet werden sollen als Indizien des Wechsels von Verschriftlichungsstrategien innerhalb dieses »einen« Textes, als Momente von Verschiebungen der Balance zwischen Situationalität und Situationsabstraktheit.

bold von Weißensee, Der Düring) gefüllt worden sind. Hierzu wie überhaupt zu Geschichte und Prinzipien der Manessischen Handschrift jetzt sehr differenziert: Franz-Josef Holznagel: Wege in die Schriftlichkeit. Untersuchungen und Materialien zur Überlieferung der mittelhochdeutschen Lyrik, Tübingen/Basel 1995 (Bibliotheca Germanica 32), S. 140ff., zum »Wartburgkrieg« bes. S. 148, S. 158 (Anm. 84), S. 168f., S. 190f., S. 197, S. 205; zur ersten Orientierung dienen kann der photomechanische Nachdruck: Die Große Heidelberger »Manessische« Liederhandschrift. In Abbildung hg. von Ulrich Müller. Mit einem Geleitwort von Wilfried Werner, Göttingen 1971 (Litterae 1).

<sup>48</sup> Im Rahmen einer linguistischen Unterscheidung von (phonischem bzw. graphischem) »Medium« und (mündlicher bzw. schriftlicher) »Konzeption« des Textes handelt es sich also um einen nicht nur medial, sondern zugleich auch konzeptionell schriftlichen, durch relativ große »kommunikative Distanz« gekennzeichneten Text; diese Termini nach Peter Koch/Wulf Oesterreicher: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte, in: Romanistisches Jahrbuch 36, 1985, S. 15–43; zusammenfassend dazu Wulf Oesterreicher: *Verschriftung* und *Verschriftlichung* im Kontext medialer und konzeptioneller Schriftlichkeit, in: Schriftlichkeit im frühen Mittelalter, hg. von Ursula Schaefer, Tübingen 1993 (ScriptOralia 53), S. 267–292, hier bes. S. 269ff.; Schaefer (Anm. 14).

<sup>49</sup> Insofern verhält sich diese Skizze gewissermaßen komplementär zu Kellner/Strohschneider (Anm. 37).



## 4.

Der vorangegangene Abschnitt bediente sich wiederholt eingeführter Forschungstitel und sprach von den einzelnen ›Teilen‹ des »Wartburgkrieges« in C. Die prinzipielle Konventionalität auch von wissenschaftlichen Sprechhandlungen erzwingt einen solchen Anschluß an die Redeweisen eines Interpretationsparadigmas, dem hier mit der Betonung der Kohärenz und Konnexität des in C überlieferten Textes einerseits gerade widersprochen werden sollte. Indes kommt darin andererseits zum Ausdruck, daß der vorliegende Text, allen angeführten Strategien der Sicherung seines Zusammenhalts ungeachtet, zugleich von Grenzen durchzogen, ja unverkennbar – und schon auf ganz trivialen Ebenen – inkohärent ist: Es handelt sich um ›einen‹ Text, der in gewisser Weise aus verschiedenen ›Texten‹ besteht, und gerade um dieses vorerst nur in paradoxer Rede zu formulierende Problem seiner Textualität geht es hier.

Auf derartige Zäsuren stößt man zunächst beim Vergleich des vorliegenden Textes mit anderen handschriftlichen Überlieferungen, welche Strophen in je eigener Weise selegieren und gruppieren<sup>50</sup>, und es sind diese Beobachtungen, welche die Philologie mit konkurrierenden Thesen über kompilatorische Verfahren der Sammler und Schreiber bearbeitete, mit Hypothesen über die Interpolation oder den Verlust einzelner Textteile oder auch, wo solches nicht gelang, mit Kritik an der Inkompetenz, an der Interesselosigkeit der Tradenten der Schrifttexte. All dies freilich sind methodische Zugriffe auf die konkrete Überlieferung, welche mit ihren selbst historisch intransparenten Annahmen über den Status dieses Textes operieren. Und von daher gesehen liegt ein erstes, vor jeder Kollation von Parallelüberlieferungen offensichtliches Skandalon des »Wartburgkrieges« in C schon darin, daß er nicht einmal auf der formalen Ebene von Reim und metrisch-musikalischer Gestalt derartigen Standards genügt. Was bislang in seiner spezifischen Integrität skizziert wurde, ist nämlich zugleich eine Folge von Strophen in zwei ganz unterschiedlichen Tönen: »Fürstenlob« und »Zabulons Buch« stehen im sogenannten Thüringer Fürstenton, das dazwischengeschaltete »Rätselspiel« in Klingsors Schwarzem Ton. Schon deswegen sind die Grenzen zwischen den von der Forschung auseinandergehaltenen und mit je eigenen Titeln versehenen großen Strophengruppen unübersehbar. Und auf ihrer Ebene könnte man einer solchen Spannung zwischen Zusammengehörigkeit und gleichzeitiger Abgrenzbarkeit von Texten oder Textteilen etwa zu entsprechen versuchen, indem man den »Wartburgkrieg« in C als eine Folge von Fortsetzungen auffaßt.

Doch gibt es andere Elemente – auch in kleineren Segmenten – und zudem andere Typen von Brechungen, welche den Standards anachronistischer Textbegriffe hinsichtlich der ›Geschlossenheit‹ von Texten grundsätzlicher widerstreiten und angesichts derer man sich nicht mehr mit einem Hilfsbegriff wie dem der Fortsetzung wird beruhigen können. Insbesondere suspendiert der C-Text wiederholt die skizzierten Kohärenz- und Kompletionsregeln, indem er den Kon-

<sup>50</sup> Vgl. die Tabellen bei Wachinger (Anm. 35), S. 11ff.

strukturen kohärenter Strophenfolgen solche Einzelstrophen oder kleine Strophengruppen aggregiert, welche – in der Schrift! – aus den skizzierten dramaturgischen, thematischen oder diskursiven Zusammenhängen herausfallen. Dies ist etwas detaillierter darzustellen, weil darauf diejenigen Schlußfolgerungen meines Beitrages beruhen, auf die es systematisch ankommen mag.

Zunächst: Wie die Strukturen textueller Einheit ihr Pendant haben in den Formen der ›mise en page‹, so läßt sich bei näherem Zusehen eben dort auch ein erster Hinweis darauf ausmachen, daß solche Einheit zugleich auch wieder suspendiert wird. Die letzte Strophe (C 91, fol. 226<sup>r</sup>) ist durch eine Leerzeile – die einzige im hier interessierenden Teil der Handschrift – von den vorangegangenen abgesetzt, sie bricht unvollständig mitten im Satz ab, und nach ihr bleibt umfänglicherer Schriftraum frei – anscheinend für weitere Eintragungen. Der Text ist offensichtlich unabgeschlossen, es handelt sich, in einem ganz trivialen Sinne, um ein Fragment.

Nimmt man nun neben der Schriftgestalt auch die Sinngestalt des Textes in den Blick, so ist weiterhin zu bemerken, daß deren Ende sogar noch vor dem Abbruch der Schrift liegt. Was als die Einheit dieses Textes in szenischer und diskursiver Hinsicht beschreibbar ist, findet seine Grenze nämlich bereits mit Strophe C 84. Sie ist syntaktisch und strophisch zwar komplett, doch schließen die letzten sieben Strophen, teils zur sogenannten »Totenfeier«, teils zum »Rätselspiel« gehörig, an sie nur noch graphisch und darin an, daß der Wolfram-Klingsor-Dialog weiter fortgesetzt wird. Ein diskursiver Nexus aber fehlt völlig, so daß man von dieser letzten Strophengruppe als von einem »Anhang« gesprochen hat.<sup>51</sup> An dieser Stelle endet also der Erzähl-Wettstreit über Entstehung, Funktion und Archivierung von Zabulons Buch und über die damit in engstem Zusammenhang stehende Sage vom Zauberer Vergil (C 72–84). Dabei bleiben allerdings mehrere Erzählfäden unabgekettelt hängen: Die Vergil-Geschichte, über die der Meister-Sänger und der Meister-Pfaffe gleichermaßen exklusives Verfügungswissen beanspruchen, versandet in zwei konkurrierenden, ineinandergeschachtelten, weiter aufgefächerten und je für sich unabgeschlossenen Versionen<sup>52</sup>, und auch der Wettstreit der Antagonisten wird, wenngleich sich Wolframs Überlegenheit freilich deutlich abzeichnet, nicht explizit entschieden.

Darüber hinaus ist es freilich nicht nur das Ende des »Wartburgkrieges« und insbesondere die Differenz von ›Text‹-Ende und Schrift-Ende, von woher sich sein aller Kohärenzstrategien ungeachtet problematischer und kulturell fremder Status in den Blick bringen läßt. Vergleichbares begegnet wiederholt. Ich wähle die beiden wichtigsten Strophenkomplexe aus, an denen sich wohl besonders deutlich zeigen läßt, wie textuelle Inkohärenz historisch plausibel werden könnte auf dem Wege einer Historisierung des benützten Textbegriffs, und das heißt hier: einer Bestimmung des »Wartburgkrieg«-Textes C nicht im Vergleich mit

<sup>51</sup> Vgl. ebd., S. 18, S. 68.

<sup>52</sup> So relativ klar es ist, wie Zabulons Buch auf den Magnetberg kam (vgl. C 72–76), so unklar bleibt, wie die mit Vergil verknüpfte Tradition von Schrift und Wissen von dort aus weiterläuft (bes. C 77–84), weil davon im – auf der Ebene der Schrift – unentwirrbaren Wechsel von linear prospektiven, linear retrospektiven und sprunghaft assoziativen Partien erzählt wird.

handschriftlicher Parallelüberlieferung, sondern im Bezug zu den vorausgesetzten Situationen poetischer Kommunikation.

Mein erstes Beispiel ist die Textpartie C 56–63, eine vor das das »Rätselspiel« abschließende geistlich-allegorische Rätsel vom Sündentanz<sup>53</sup> inserierte Gemengelage von Einzelstrophen und Strophengruppen. In ihr wird die den Rätseldialog bestimmende diskursive Struktur von Rede und Gegenrede fortschreitend so weit zersetzt, daß eine syntagmatische Lektüre des Schrifttextes ausgeschlossen scheint. Schon ein kurzer Überblick kann dies zeigen:

In C 56 behauptet Klingsor seine überlegene Kompetenz als Astronom und Nigromant und stellt das sogenannte Lucifer-Rätsel.<sup>54</sup> Eine Antwort darauf gibt Wolfram im Abgesang von C 57, doch zuvor der Aufgesang dieser Strophe gehört in die ganz anderen Zusammenhänge der hier sonst nirgends gegenwärtigen Lohengrin-Geschichte und der dort im Hintergrund stehenden Sage vom Verschwinden des Königs Artus im Sybillenberg.<sup>55</sup> In C 58 rekurriert Klingsor dann erneut auf den Status seiner Gelehrsamkeit, bevor mit dem Abgesang dieser Strophe sowie mit C 59 und – so meine Hypothese – C 61, wiederum unvermittelt, ein dritter Erzähl-nexus hereingespielt wird: »die merkwürdig unklar bleibende Episode, die Klingsor [...] von einem berühmten Meister aus Paris, den er fünf Tage lang verborgen hielt, erzählt.«<sup>56</sup> In sich opak genug, ist zudem in diesen Textabschnitt mit den Strophen C 60, 62, 63 ein weiterer teils hineinmontiert, teils an ihn angeschlossen, welcher an dieser späten Stelle einen retrospektiven Kommentar zum Geschehen des »Fürstenlobs« bietet<sup>57</sup> und zugleich die agonale Konstellation zwischen Wolfram und Klingsor für eine Weiterführung mit dem Rätsel vom Sündentanz (C 64–66) und sodann »Zabulons Buch« offenhält, ohne sie freilich zu erfordern.<sup>58</sup>

<sup>53</sup> Vgl. dazu Tomasek (Anm. 39), S. 234f.

<sup>54</sup> Damit schließt die Strophe zumindest insofern an die vorangegangene Nasion-Szene an, als es dort (C 51.1ff.) unter anderem um Wolframs astronomische Kenntnisse geht; vgl. Tomasek (Anm. 39), S. 225, S. 227.

<sup>55</sup> In einem syntagmatischen Zusammenhang ist diese Strophe lesbar in der Exposition des bayerischen »Lohengrin«-Romans, es geht um die Modalitäten der Aussendung des Schwanritters vom Artushof zur Hilfe für Elsa von Brabant; vgl. Thomas Cramer: Lohengrin. Edition und Untersuchung, München 1971, hier Str. 24ff.; dazu Ragotzky (Anm. 25), S. 84.

<sup>56</sup> Ragotzky (Anm. 25), S. 84. Im »Lohengrin« dient Str. 30 = C 61 als Anfangsmarkierung für Wolframs »Binnenerzählung« von Elsa von Brabant und dem Schwanritter.

<sup>57</sup> Statt einer ausführlichen und angesichts von Voraussetzungsreichtum und Änigmatik der Partie notwendig umfänglichen Begründung dieser Interpretation im einzelnen hier nur soviel: Im Metaphernfeld von Buckel und Schild gibt Klingsor zu erkennen, daß Heinrich von Ofterdingen seine Niederlage im Sängerwettstreit durch die Wahl des falschen Urteilers, nämlich Wolframs, selbst herbeigeführt habe. Jetzt aber stehe er, Klingsor, auf seiten des Unterlegenen, während alle anderen Sänger, zumal der Tugendhafte Schreiber, Biterolf und Walther, sich einem *wilden wolf* (C 62.5: ein Wortspiel mit einem Namensbestandteil Wolframs, vgl. auch C 20.15) anvertrauten. Hier unter anderem wird also, bei aller Inkohärenz im Kleinen, nochmals der Handlungszusammenhang von »Fürstenlob« und »Rätselspiel« stabilisiert.

<sup>58</sup> Dies insbesondere dadurch, daß Wolfram auf Klingsors erneute Herausforderung (C 62.9) rücksichtsvoll zurückhaltend reagiert (C 63) und damit zugleich die definitive Feststellung seiner Überlegenheit über den Konkurrenten sistiert, die mit der Nasion-Szene (C 51–55) faktisch schon gefallen war.

Man sieht: Einzelne Sätze dieses Strophengefüges bleiben teilweise unverständlich, anderes läßt sich sozusagen ›für sich‹ noch interpretieren<sup>59</sup>, doch kann vom Kohärenzzusammenhang ›eines‹ Textes hier eigentlich nicht mehr die Rede sein. Was die Schriftgestalt im Codex eben als solche zeigt, sind vielmehr Textsplitter, für welche der Kontext der sie umgebenden Strophen keinen zureichenden Verstehenshorizont mehr bildet, und ebensowenig tun dies die einzelnen Textteile je füreinander. Eine sukzessive Lektüre dieser Strophengruppe ist so ausgeschlossen, daß schon der Inhaltsüberblick des vorangegangenen Absatzes ihre Abfolge durchbrechen mußte, um auch nur zu einer ersten Strukturierung gelangen zu können. Möglich wäre allenfalls eine Lesart, die etwa den Lektüreformen von Hyper-Texten sich annähert: Ein Lesen, daß die von der Schrift fixierte Sukzession der Textteile ignoriert, sich seine eigenen, vor-, zurück- und seitwärtslaufenden Wege sucht und über ›links‹ Intertexte (›Parallelüberlieferung‹) relativ frei hereinspielt; ein Lesen also, daß die im Codex schriftlich verfügbaren Textteile als Material nimmt für vielleicht immer neue und andere Textkonstitutionen.<sup>60</sup>

Und dies wäre meine These über den Status des Schrifttextes an der hier betrachteten Stelle: Er läßt sich interpretieren als ein Materialfundus für unterschiedliche Realisierungen, d. h. Kontextualisierungen seiner Elemente; unter den für die Entstehung des Codex entscheidenden mediengeschichtlichen Bedingungen des frühen 14. Jahrhunderts werden dies zumal performative Weisen der Kontextualisierung in Interaktionsräumen gewesen sein. So gesehen handelte es sich bei dieser Strophengruppe um den (subsidiär verschriftlichten) Inhalt eines Text- und Wissensspeichers. Das in diesem ›script memory‹ aufbewahrte Textwissen abzurufen setzt mithin das in den ›brain memories‹ textexterner Sänger bewahrte ›Wissensorganisationswissen‹ voraus. Dieses nämlich erst regelt Selektionen und Kombinationen von Textteilen, und daß es an dieser Stelle in der Schrift nicht repräsentiert wird, erklärt – neben dem gewachsenen kulturellen Abstand – deren relative Unlesbarkeit für uns. Wohl handelt es sich um einen Text in dem Sinne, daß er durch »sprechsituationsüberdauernde Stabilität« (K. Ehlich) gekennzeichnet ist – diese wird ja schon von der Schrift gesichert –, doch

<sup>59</sup>Jedenfalls dann, wenn man sich von Parallelüberlieferungen, hier etwa derjenigen des »Lohengrin«, den Weg weisen läßt.

<sup>60</sup>Polemisch gesagt ist dies zunächst auch das Verfahren klassizistisch-textkritischer Leser: Sie schieben – freilich im Regelwerk einer virtuellen Methodik – die Strophen und Strophenteile innerhalb des Textes wie im Felde paralleler Überlieferungen hin und her, bis ein für sie plausibler Sinnzusammenhang konstituiert ist. Sie folgen gewissermaßen den Herausforderungen des Überlieferten solange, bis sich diese auflösen lassen und damit als Gegenstand historischer Erkenntnis verschwinden, dann nämlich, wenn – wie es unter den Bedingungen der Episteme der technischen Reproduzierbarkeit von Schrift nicht anders sein kann – eine gefundene Textkonfiguration editorisch und im Buchdruck fixiert wird als die einzige, ursprüngliche oder der ›originalen‹ doch möglichst nahekommende. – Zur Logik von Hyper-Texten vgl. jetzt zum Beispiel die Übersicht von Ernest W. B. Hess-Lüttich: *HyperTextTheorie*, in: *Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie im Oktober 1996 in Dresden*, hg. von Karl-Siegbert Rehberg, Opladen/Wiesbaden 1997, Bd. 2, S. 239–244.

unser Problem mit ihm ist gewissermaßen seine zu geringe Situationsabstraktheit, seine überaus enge Verknüpfung mit längst vergangenen kommunikativen Handlungssituationen der poetischen Rede.<sup>61</sup>

Strophengruppen, welche den übergreifenden syntagmatischen und paradigmatischen Kohärenzordnungen sich nicht fügen, begegnen im »Wartburgkrieg« in C weiterhin aber auch in einer Form, die vielleicht nicht mehr von einer Memorialfunktion für wiederkehrende Situationen performativer Realisierung her plausibilisiert werden kann. Dies mag das zweite Beispiel zeigen, das den handschriftlichen Text beschließende Feld C 85–91, das durch einen erneuten Wechsel der Strophenform von den vorhergehenden Strophen von »Zabulons Buch« sich abhebt, ohne daß dies doch auch graphisch signalisiert würde. Wachinger hat auch dieses Textfeld demgemäß als einen »Anhang« gedeutet, »in dem offenbar aus einer dem Schreiber erst später zugänglich gewordenen Quelle einige Einzelheiten nachgetragen sind: außer den vier Strophen (C 85–88) zwei allgemeine Rätselstrophen (C 89; 90) und der Anfang einer Lösung des Brandanrätsels (C 91), den der Schreiber womöglich als Ergänzung zum Tanzrätsel (C 64; 65) aufgefaßt hat. Die Beurteilung der in diesem Anhang von C überlieferten Texte ist äußerst schwierig.«<sup>62</sup>

Versucht man es gleichwohl, dann könnte man zunächst die beiden Rätselstrophen C 89 und 90 in die Nähe der eben diskutierten Strophen C 56–63 rücken und gleichfalls als »Material« für die anderen Kontextualisierungsmöglichkeiten in Aufführungssituationen verstehen.<sup>63</sup> Auch für C 91 läge eine solche Vermutung nahe – Wachinger deutet sie an, indem er auf möglichen Bezug zum Rätsel vom Sündentanz hinweist –, doch ist diese letzte Strophe fragmentarisch. Und es scheint, als habe der Schreiber, indem er zugleich vor dem Strophenbeginn eine Leerzeile ließ, signalisieren wollen, daß dies auch bereits für seine Vorlage galt.

Eine solche Vermutung allerdings würde zu dem passen, was über die ersten vier, ihrerseits zusammengehörigen Strophen in dieser disparaten Gemengelage zu sagen ist (C 85–88): Sie erzählen von einem Mantel und einer Krone. In der »Totenfeier«, deren von der Jenaer Liederhandschrift hergestellter Zusammenhang zwei dieser Strophen gleichfalls überliefert<sup>64</sup> und die eine Totenklage Biterolfs und des Tugendhaften Schreibers auf die verstorbenen Henneberger Grafen<sup>65</sup> und einen Thüringer Landgrafen bietet, dort gehören diese Requisiten in

<sup>61</sup> Im Sinne von Koch/Oesterreicher (Anm. 48) wäre dies also als konzeptionelle Mündlichkeit im Medium der Schrift zu beschreiben.

<sup>62</sup> Wachinger (Anm. 35), S. 68.

<sup>63</sup> Die beiden Strophen nehmen aufeinander Bezug und ließen sich etwa mit dem Rätsel vom schlafenden Kind (C 26–32) zusammenstellen; vgl. Wachinger (Anm. 35), S. 84f.

<sup>64</sup> Vgl. ebd., S. 13f.; dort sind die Strophen dem Tugendhaften Schreiber und Biterolf zugewiesen.

<sup>65</sup> Insofern gibt es zwar Zusammenhänge zwischen der »Totenfeier« und dem »Wartburgkrieg« in C, wo ebenfalls in Biterolf zugeschriebenen Strophen die Henneberger gepriesen werden (C 12–16, allgemein als spätere Interpolation gewertet; vgl. Wachinger [Anm. 35], S. 46), doch C 85–88 sind darüber noch nicht in ihre Umgebung integriert: In ihnen fehlt gerade jeder Hinweis auf die Henneberger.

eine Allegorie der Barmherzigkeit. In C allerdings gibt es dafür keine anschließbaren Kontexte. Das Strophenquartett im Schwarzen Ton wird graphisch sowie durch die Sprecherbeischriften *Wolfram* und *Klingsôr* in die strukturierende Ordnung des Erzählwettstreits eingefügt und bleibt doch derart isoliert, daß auch durch Neukonfigurationen in der oben angedeuteten Art, sie vollzögen sich im Akt der Lektüre oder in der Performanz, ihre Einknüpfung in die hier gegebenen textuellen Zusammenhänge nicht möglich wäre. Es scheint, als ob es darauf auch gar nicht angekommen wäre. Wie beim Strophenfragment C 91 ist auch bei dieser Vierergruppe die Schrift wohl nicht mehr bloß subsidiär gegenüber einem Text, hinter dem sich ein Raum interaktiven Sprechens öffnete, auf welchen er in engem funktionalem Situationsbezug verwies. Vielmehr scheint es den Text an diesen Stellen auch seinem Status nach allein noch als schriftlichen zu geben.

So gesehen ist Wachingers Modell für die Entstehung dieser Strophengruppe sehr plausibel, wenn er sie als Nachtrag von Einzelheiten aus erst verspätet zugänglich gewordenen Vorlagen interpretiert. Doch sind damit die Bedingungen der Möglichkeit dieser Strophengruppe und ihr Status als synkretistische Zusammenstellung disparater Elemente noch nicht geklärt; das Verhältnis von Genesis und Geltung eines Textes ist unter den Textualitätsbedingungen des Mittelalters komplizierter. Insbesondere nämlich impliziert dieses textgenetische Modell spezifische Interessen von Sammler und Schreiber des Codex, die historisch keineswegs selbstverständlich sind und die es daher ihrerseits allererst zu beschreiben gälte. Voraussetzung für dieses Modell ist eine Lage, in welcher das Interesse an schriftlichem Verfügen auch über zersprengte Textsplitter und isolierte Fragmente (zunächst jedenfalls) dominieren kann über das Interesse an einer kohärenten Sinngestalt des Textes. Dieses Verfügungsinteresse könnte man proto-historisch oder proto-philologisch nennen, es richtet sich auch auf Textmaterial, das aus seinen sinnstiftenden Ko- und Kontexten herausgefallen ist, und es archiviert dieses Material nicht für aktuelle, sondern vorgreiflich für irgendwelche künftigen, noch unabsehbaren Sprechsituationen, für – im genauen Wortsinn – ›alle Fälle‹. Auf einen aktuell aktualisierbaren Sinn solchen Textmaterials kommt es anscheinend nicht mehr an, er versinkt in der Latenz des Speichers der Schrift, und deren Funktion ist nicht mehr die der mnemotechnischen Unterstützung kommunikativer Erinnerungszusammenhänge, sondern jene des Archivs. Gerade aber weil es auf eine gegebene kommunikative Aktualisierbarkeit des Textsinns hier nicht mehr ankommt, steigt die Speicherkapazität des Archivs<sup>66</sup>, es kann – innerhalb gewisser Grenzen, die hier durch Ton, Dialogsituation und Sprecherpersonal gesteckt sind – alles aufnehmen für alle Fälle. Wie bei jedem archivalischen Interesse geht es hier um möglichst vollständige Erfassung des Überlieferten, und sei dieses auch im Prozeß der Überlieferung bis zur Unverständlichkeit fragmentiert. Man kann es daher wohl auch so sagen: Für das archivalische Interesse sind es nicht einfachhin der Text und seine Sinngestalt, welche erneute Aufzeichnung in einem Codex, welche Archivierung motivieren,

<sup>66</sup> Vgl. Peter Strohschneider: Das Gedächtnis der Bibliothek, in: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 44, 1997, S. 346–357, bes. S. 352f.

sondern es ist die spezifische Überlieferungsqualität des Textes. Überlieferung wendet sich hier auf sich selbst an, die Situationsabstraktheit des Textes potenziert sich. Dies aber, wenn man denn die herangezogenen Strophen in der skizzierten Weise verstehen dürfte, weist auf den epistemischen Zusammenhang durchgebildeter Schriftkultur voraus: auf Kommunikationsverhältnisse, unter denen sich Schriftüberlieferung zu Eigentraditionen verdichtet, welche nicht mehr auf die konkreten Sprechsituationen performativer Praxis, sondern auf anonymisierte und generalisierte Lektüresituationen ausgerichtet sind und welche eine Lesekunst voraussetzen, die ohne interaktive Vermittlung seiner Schriftgestalt zugleich auch die Sinngestalt eines Textes entnehmen kann. Im Bereich der volkssprachigen Literatur und ihrer handschriftlichen Überlieferung um 1300 ist das noch längst keine Selbstverständlichkeit.

## 5.

Diese Problemskizze versuchte, am Beispiel des in der Großen Heidelberger Liederhandschrift tradierten »Wartburgkrieges« einen Begriff des Textes als Wiedergebrauchsrede, als durch sprechsituationsübergreifende Stabilität gekennzeichneten Modus der Rede, hier der poetischen Rede, durchzuspielen und historisch zu spezifizieren. Dabei war einerseits zu skizzieren, wie der Status dieses einzelnen Textes sich weithin als spezifisch schrifttextueller darstellt: Es handelt sich um einen Text, der eine distinkte Balance von Situationalität und Situationsabstraktheit gerade darin wahr, daß er Performanzmomente schriftlich repräsentiert, körpergebundene Kommunikationshandlungen im multisensorischen Zeigfeld also als abwesende gegenwärtig hält. Andererseits aber war zu sehen, daß in einzelnen Strophen oder Strophengruppen dieser distinkte Abstand des Schrifttextes von den Bedingungen der Kommunikation unter Anwesenden sich verändert<sup>67</sup>, daß er also aufs Ganze des Textes gesehen nicht stabil bleibt. Dies tangiert dessen Lesbarkeit für uns: Der Abstand kann sich verringern, der Text kann durch besonders engen Situationsbezug gekennzeichnet sein, so daß er in der Schrift seine Lesbarkeit einzubüßen droht – denn auf sie kommt es dann nicht an –, weil er nur ein mnemotechnisches Hilfsmittel ist für jene Rede, die erst und allein in Performanzsituationen ihren Sinn entfaltet. Der Abstand des Schrifttextes zu solchen Situationen interaktiven Sprechens kann aber auch stark anwachsen, dort nämlich, wo die Schrift den Text archiviert und dessen Sinngestalt latent wird, wo deren Aktualisierung nicht ein für alle Mal ausgeschlossen, aber aufgeschoben ist für »alle Fälle«.

Bezogen auf die Frage nach der Textualität des »Wartburgkrieges« in C bedeutet dies, daß er beschreibbar erst wird als spezifische Aggregation von Text-

<sup>67</sup> Vgl. Oesterreicher (Anm. 48), S. 269: »Während es sich beim [phonischen bzw. graphischen] Medium um ein »entweder – oder« handelt, existieren zwischen konzeptioneller Mündlichkeit/kommunikativer Nähe und konzeptioneller Schriftlichkeit/kommunikativer Distanz Abstufungen: es ist also ein *Kontinuum* anzusetzen.«

teilen, die unterschiedlichen Status haben. In dieser textinternen Abstufung der Textualitätsverhältnisse, in den Verschiebungen zwischen enger Gebundenheit an und relativer Abgelöstheit von konkreten Sprechsituationen kann man freilich nicht die ›Geschlossenheit‹ dieses besonderen Textes sehen, vielleicht aber doch seine historische Identität – sowie seinen historischen Ort: eine medien- und kommunikations- und textualitätsgeschichtlich komplexe Übergangslage im Prozeß der wachsenden Verschriftlichung volkssprachiger höfischer Literatur; eine historisch langdauernde Übergangslage, welche die Verhältnisse der mittelalterlichen Semi-Oralität bereits hinter sich zu lassen beginnt, ohne doch den Bedingungen einer entwickelten skriptographischen, dann typographischen Kommunikationskultur schon ganz unterworfen zu sein. Was uns als Widersprüchlichkeit oder Inkohärenz, als Fragmentarizität oder Unlesbarkeit des Textes entgegentritt, kennzeichnet jenen Ort und garantiert dort das kommunikative Funktionieren dieser Version des »Wartburgkrieges«.